



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 69.

Dienstag, 23. März

1926.

Schellbruch.

Roman von Georg Julius Petersen.

(Nachdruck verboten.)

(9. Fortsetzung.)

„Komme“, sagte er, „wir gehen ein wenig auf und ab. — Was machen wir nun eigentlich dabei!“ ging es dann mit ihm durch.

„Was meinst du, Hans?“

„Na, tu man nicht so geheim“, entgegnete der junge Meister beinahe ärgerlich. „Ich meine, irgend etwas muß doch geschehen. Läßt sich dieser Schnabel nicht einfach aus der Stadt abschieben?“

„Nein.“

„Warum denn nicht?“

Grünau, den die Zivilkleidung, die er heute trug, ganz verändert erscheinen ließ, lächelte ein wenig. „Weil er nichts verbrochen hat.“ Als er sah, daß sein Schwager ihm empört ins Wort fallen wollte, nahm er seinen Arm und zog ihn mit sich. „Ein Wort im Vertrauen, Hans“, sagte er mit sehr ernstem Gesicht. „Ich will vorausschicken, daß auch ich unter diesem Zustand leide. Wie kann das auch anders sein! Die beiden Mädchen haben ja ihren halben Frohsinn verloren, zuweilen sogar den ganzen, und das geht einem doch nahe.“ Hans Witt nickte zustimmend. „Sie haben kein Zuhause mehr, obwohl der Vater noch lebt. . . . Aber es ist ja nicht nur das, Hans, es kommt noch ein anderes hinzu.“ Als er schwieg, sagte Hans Witt rasch:

„Und was?“

„Ich will es dir sagen, denn es bleibt ja unter uns. Ich glaube . . . ja, Hans, ich kann mir nicht helfen, aber ich glaube, deinen und meinen Schwiegervater, Lisbeths und Hermine's Vater, drückt eine alte Schuld.“

Hans Witt blieb stehen und starrte Grünau mit offenem Munde an.

„Eine . . . Was meinstest du?“

„Nun, irgendein Vergehen, ganz brutal ausgedrückt: ein Verbrechen . . . Ich weiß es ja nicht, vielleicht mutmache ich falsch; was aber sollte den Alten mit diesem Schnabel verbinden, wenn nicht eine Erinnerung? Ein Mann, der ein solches Subjekt für seine Töchter, an denen er mit ganzer Seele hängt, eintauscht — kannst du das verstehen?“ . . . Ich nicht.“

Sie schritten schweigend nebeneinander auf und ab. Die Sonne war im Entschwinden. Ein Strom von Gold ging von ihr aus. Goldig schimmerte die Landschaft, von Gold umflossen ragte der Kirchturm der nahen Stadt in die wolkenlose Höhe; und doch kam schon eine leise Kälte von irgendwoher, Hans Witt bewegte fröstelnd die Schultern.

Er hatte nachgedacht. So angestrengt, daß er den Gruß einiger Radfahrer, die auch heimwärts strebten, überhörte. Nun hob er den Kopf und sah Grünau fest an.

„Was du da sagtest, ist allerdings auffallend“, begann er, „und man könnte Gott weiß was für Schlüsse daraus ziehen. Aber ich kann dir doch nicht ganz folgen, Alfred. Ich kenne unseren Schwiegervater seit meiner frühesten Kindheit, und ich weiß von anderen Leuten, nicht nur von Lisbeth, daß er von jeher ein wahrer Tiernarr gewesen ist. Einmal hat er eine Schwalbenbrut großgezogen versucht und sein ganzes Geschäft darüber vergessen. Eine Dohle mit gestuhten Klügeln

hüpfte immer auf dem Hofplatz herum — darauf kann ich mich noch ganz gut besinnen; — und was da sonst noch alles an Getier zu finden war — ich weiß es nicht. Und ein solcher Mensch soll etwas Böses begehen können?“

„Es braucht ja nicht gleich eine Bluttat zu sein“, entgegnete Grünau in leichter Verwirrung. „Verstehe mich nicht falsch, Hans, darum bitte ich dich!“

„Aber du sprachst von einem Verbrechen!“

„Ich sprach nur die Mutmaßung aus“, erwiderte Grünau, der sich wieder gefaßt hatte, mit Nachdruck. „Du glaubst ja gar nicht, wie tief mich diese ganze Sache beschäftigt. Ich ahne Zusammenhänge, ohne sie beweisen zu können, sehe einen Menschen, der — ob schuldig oder unschuldig — leidet, und kann ihm nicht helfen.“

„Ja, aber was ist dann zu machen? . . . Sollen wir Lisbeth und Hermine ins Vertrauen ziehen?“

„Auf keinen Fall!“ rief der Polizeibeamte. „Was würden sie wohl sagen, wenn sie hörten, was wir ihrem Vater zutrauen?“

„Was wir denken, können Lisbeth und Hermine ruhig erfahren, meine ich. Sie werden dadurch doch nicht in unserer Achtung herabgesetzt.“

„Nicht einmal im allerschlimmsten Falle“, unterbrach ihn Grünau fast feierlich.

„Nun denn: warum nicht? . . . Die Kinder könnten am ehesten auf ihn einwirken.“

„Nein“, sagte Grünau nach kurzem Besinnen, das ist ganz unmöglich. Die Wirkung einer solchen Mitteilung auf meine Braut möchte ich nicht erleben, und dabei ist sie von den beiden Schwestern eigentlich noch die ruhigere, im ganzen kühlere.“

„Aber dann hättest du die ganze Sache lieber für dich behalten sollen“, meinte Hans Witt verstimmt. „Denken kann man viel, bis zum Beweis ist oft ein langer Weg, manchmal führt überhaupt keiner dorthin.“

„Zugegeben. Aber wenn ein Polizeibeamter, wenn die Polizeibehörde überhaupt immer nur solange warten wollte, bis ihr die Tatsachen als gebratene Tauben in den Mund fliegen, dann könnte sie lange warten. Daß ich nicht leichtfertig einen Verdacht hege und daraufhin einen Menschen belästige, habe ich, wie ich glaube, bewiesen, als ich mich im Anfang sträubte, Schnabel ins Gebet zu nehmen. Nun weiß ich, daß es meine Pflicht ist, mich mit ihm zu beschäftigen. Denn sein Vorleben ist das denkbar schlechteste. Daß Vater um dieses Fremden willen seine Töchter von sich gelassen hat, ist so auffallend, daß ein häßlicher Gedanke sich von selbst aufdrängt. . . . Es tut mir leid, daß ich ihn dir gegenüber ausgesprochen habe, Hans; es geschah aus einem . . . sagen wir familiären Gefühl.“

„Wenn es das ist, Alfred, dann sollst du dich nicht in mir getäuscht haben“, entgegnete Hans Witt lebhaft. „Aber was kann ich dabei machen! . . . Ob ich mal mit unserem Schwiegervater rede?“ Grünau sann nach.

„Es wird nichts nützen, Hans. Wir müssen abwarten, was daraus wird. — Denke dir“, sagte er dann plötzlich, „Schnabel hat sich schon mit Lemke angefreundet!“

„Sieh mal einer an!“

„Ja, die beiden sind fast Abend für Abend zusammen, und Lemke sucht seinen lieben Freund fast jeden Tag in der Werkstatt auf.“

„Gleiche Seelen finden sich . . . Aber, weißt du, von dieser zweiten Plage möchte ich den alten Schellbruch denn doch schmerzlos befreien.“

„Auch das bleibt ein frommer Wunsch, Hans. Aber sein Haus hat Vater allein zu verfügen. Eine Einmischung in seine Rechte würde ihn nur aufbringen; den Schaden hätten Lisbeth und Hermine.“

Hans Witt, dem Unbekümmerten, von keinem unnützen Gedanken Beschwerten, brummte der Kopf. Schellbruch, dieser stille, ruhige Mensch, sollte einmal irgend etwas Böses getan haben? Es wollte dem jungen Mann nicht in den Sinn. Es erschien ihm wie eine Herabsetzung seiner Braut. Aber, Schnabel! . . . Und nun auch noch Lemke! . . .

„Das Beste wäre“, sagte er unvermittelt, „ja, das Beste wäre, Alfred, Lisbeth und ich heiraten bald und nähmen den Alten zu uns, dann sähe Schnabel vor dem Rest. Er könnte dann mit Lemke zusammenziehen oder weiterhin durch die Lande streifen, ganz nach Belieben. Wir wären die Sorge jedenfalls los.“

Grünau lächelte kaum merklich.

„Weinst du?“ fragte er zögernd. „Ich wollte, du hättest recht. — Aber da kommen unsere Herzallerliebsten endlich.“ Er ging ihnen entgegen. Den Grund ihres langen Verweilens im Getreidefeld erriet er sofort, denn Hermine war blaß, Lisbeth aber hatte verweinte Augen.

Auch Hans Witt bemerkte diese Tränen Spuren, das Lächeln konnte sie nicht verwischen. Rasch trat er zu seiner Braut und sah ihr tief in die Augen.

„Ich weiß was“, sagte er laut. „Wir gehen alleamt zu eurem Vater und verbringen eine Stunde bei ihm. Einverstanden?“ Damit hatte er seine Braut auch schon untergefaßt und ging mit ihr voran.

Es war fast dunkel geworden, als sie vor Schellbruchs Wohnung anlangten. Kein Frontfenster war erleuchtet.

„Vater schläft gewiß noch“, sagte Hermine.

Hans Witt wollte die Tür öffnen, sie war verschlossen.

„Ich werde einmal ans Fenster klopfen“, sagte Grünau und sprang über das niedrige Statet in den schmalen Vorgarten. Als er sein Gesicht der Scheibe näherte, starrten ihm zwei düstere, gramvolle Augen entgegen; ein kalter Schauer rieselte dem Furchtlosen über den Rücken.

„Mach' doch auf, Vater!“ rief er herzlich.

„Ist er doch zu Hause?“ fragte Hans Witt erleichtert.

Die angespannten Sinne vernahmen ein Schlürfen von Menschenfüßen, dann das Gehen einer Tür, und schließlich drehte sich das Schloß der Haustür. Schellbruch stand da, mit zu Boden gesenktem Blick. Er litt es still, daß seine Töchter ihn küßten, und ließ sich willenslos von Hans Witt in die Werkstatt führen. Lisbeth machte mit bebenden Händen Licht und ließ die Vorhänge herab, und nun erst sahen alle, in welcher Verfassung der Alte sich befand. Er trug seinen täglichen Anzug, seine Hemdsärmel waren schmutzig, das graue Haar legte sich wirr um den Kopf, im Bart flehten Speisereste. Aber weit schmerzlicher als dies wirkte der trübe Blick, den er zuweilen erhob, wenn er eine Frage beantwortete. Hans Witt beobachtete ihn mit außerordentlicher Spannung. Auch ihm dämmerte es allmählich, daß irgend etwas nicht seine Richtigkeit habe, gleichzeitig erhielt er aber auch die Gewißheit, daß, wenn der Alte doch etwas zu verbergen hätte, diese Schuld nur ganz geringfügig sein könnte. Er gab einem unbewingbaren Drange nach.

„Vater“, sagte er, „die haben wir für dich gepflückt“, und damit hielt er ihm die Mohnblüten hin. „Und nun zieh' deinen Sonntagsrock an, hörst du? Du kommst mit in meine Wohnung, um Abendbrot mit uns zu essen.“

Aber er bat vergebens. Allen Bitten, auch von seinen anderen Kinder, setzte Schellbruch einen ruhigen, aber durchaus festen Widerstand entgegen.

„Ich muß mich auch bald für die Nachtwache zurechtmachen“, äußerte er zum Schluß.

„Das hat noch drei Stunden Zeit“, wandte Grünau ein.

„Einerlei.“ Und dabei blieb es. Aber der Einsame konnte es nicht hindern, daß flinke Mädchenhände für etwas Ordnung sorgten und daß in kurzer Zeit das Abendbrot bereitstand. Es war dürrig, und die Blicke, die das Wenige musterten, waren mitleidig und teilnahmsvoll genug. Mit Hans Witt ging es wieder einmal durch.

„Wo ist denn dein Geselle?“

Nach kurzer Pause zuckte Schellbruch mit den Schultern.

„Und Lemke ist jetzt auch manchmal bei dir?“ fuhr der junge Mann zum heimlichen Entsetzen seines Schwagers fort. „Grüß ihn von mir, Vater, und bestell' ihm, er könnte sich etwas von mir abholen.“

„Woher . . . weißt du, daß Lemke . . . manchmal zu mir kommt? . . .“ Die umschatteten Augen prüften misstrauisch und keineswegs freundlich abwechselnd Hans Witt und Grünau. „Werd' ich bespioniert?“

„Aber, wie kommst du darauf!“ sagte Hans Witt sich schnell. „Ich sah ihn vor wenigen Tagen in dein Haus gehen, das ist alles.“

Schellbruch schwieg. Und es schien ihm durchaus recht zu sein, daß seine Besucher ihn verlassen. Als Lisbeth sich an der nächsten Straßenecke noch einmal umwandte, lag die Werkstatt schon wieder im Dunkeln.

(Fortsetzung folgt.)

Panne.

Von Alexander v. Gleichen-Ruhwurm.

„Also, mein lieber Paul, die standesamtliche Trauung ist am Mittwochnachmittag um vier Uhr, die kirchliche am Donnerstagvormittag. Für Mama wäre die Sache an einem Tag zu anstrengend.“

Gegen diese Worte, deren Ton keinen Widerspruch duldete, war nichts einzuwenden, und Paul verneigte sich zustimmend vor seinem zukünftigen Schwiegervater. Dann zog er sich in den Salon zu Erna, seiner Braut, zurück, noch allerlei Wichtiges zu besprechen.

Der Mittwoch kam und mit ihm noch eine freudige Überraschung. Onkel Ernst gab seinem Neffen Paul als Hochzeitsgeschenk ein funkelnagelneues Auto, das vor seinem Hause hielt und herausglänzte im leuchtenden Frühlingsmorgen. Da hatte Paul eine Idee und eilte ans Telefon, sich mit Erna zu verbinden.

„Onkel Ernst hat uns ein Auto geschenkt. Es steht vor meiner Tür, 40 HP., blau lackiert.“

„Das paßt zu meinem Kleid.“

„Die Trauung ist heute nachmittag. Wie wäre es, bis dahin den Wagen zu probieren?“

„Ausgesprochen!“

„In fünf Minuten bin ich bei dir. Nach dich zurecht.“

„Auf Wiedersehen, ich bin gleich fertig.“

„Fährt Papa vielleicht auch?“

„Keine Idee. Es ist übrigens niemand zu Hause. Mama ist in der Messe und Papa auf der Bank.“

„Ich komme sofort.“

Schnell machte sich Paul fertig und ging hinunter. Er war vom Kriege her ein guter Chauffeur, fragte, wie viel Benzin im Kessel sei, erhielt eine befriedigende Antwort, sah einiges nach und fuhr los.

Erna wartete schon vor der Tür. Sie sah reizend aus im festen Sportkostüm. Lustig trisch die Dupe in den Morgen. Bald lag die Stadt hinter ihnen. Den Führer hatte Paul nach der Garage zurückgeschickt, sie waren allein, und vor ihnen breitete sich die herrliche Landschaft aus, taufisch und sonnig, wie beiden das ganze Leben erschien. Er war in sicherer Stellung; sie verfügte über glänzende Verbindungen, und man liebte sich, wie junge Leute sich lieben, die noch wenig voneinander wissen, aber sich gegenseitig gut gefallen.

Immer weiter ging es ins Land, man fuhr wie trunken in rasender Schnelligkeit, und keiner nahm es wahr, wie schnell die Kilometersteine vorüberflogen. . . . Immer weiter, immer weiter, tief in den Wald hinein, wo sich die Straße endlos und einsam vor ihnen dehnte. . . . nach dem Berg hinauf. . . . Der Wagen war so gut gegangen, iest schien er plötzlich den Atem zu verlieren.

„Es ist etwas nicht in Ordnung. Wir müssen stoppen.“

„Der Wagen ist doch erste Marke, was ist?“ Sie sah sehr ängstlich aus.

Es war aber gar nicht mehr nötig, zu stoppen, der Wagen hielt von selbst. Paul sprang herunter, öffnete den Kasten; die Maschine war in Ordnung. Die Zylinder funktionierten. Man fand nirgends einen Grund, daß die Räder ihre Arbeit einstellten. Sie sah ihn zuerst ängstlich, dann gleichgültig an, und als sie sich langweilte, blickte sie auf die Armbanduhr.

„Um Gottes Willen, schon zwei Uhr! Eile dich, Paul!“ Gebückt schnellte er in die Höhe. „Um vier Uhr soll die Trauung sein. Wir haben bei raschster Fahrt mindestens zwei Stunden zur Stadt.“

„Das ist ja empörend. Was werden die Eltern sagen! Niemand weiß, wo wir sind. Du hast mich in eine Falle gelockt. Was stehst du da! Eil' dich, daß wir wenigstens —“

„Ich finde nichts.“

„Du bist ein Esel.“

„Erna . . . ich verbitte mir —“

„Wenn du nicht fahren kannst . . .“

Er hörte nicht auf sie, er suchte. „Donnerwetter!“

„Run?“ Zorn und Angst machten ihr Gesicht recht unschön.

„Es ist kein Tropfen Benzin mehr im Reservoir.“ Er konnte nicht anders, er brach in ein Gelächter aus. „Der Chauffeur hat mir doch gesagt —“

„Du hast kein Herz. Du denkst nicht an mich!“

„Eines von uns muß ins nächste Dorf und sehen, daß es Benzin bekommt.“

„Du wirst doch nicht verlangen, daß ich auf der staubigen Straße laufen soll!“

„Sie wird gleich nicht mehr staubig sein.“

Er sah zum Himmel auf, ein Frühlingsgewitter war unterdessen heraufgezogen und am Losplätzen. Nun regnete es in Strömen; sie saßen pudelnah auf dem Trittbrett und Erna warf ihm alles vor, was irgendwie an ihm auszuweisen war. Paul behielt die Geduld, er begriff, wie unangenehm es ihr sein müsse, und versuchte zu trösten. Doch ihr Ton wurde immer gehässiger und er fand, daß sie von Minute zu Minute ihrer Mutter ähnlicher wurde. Da wurde er kühl und reserviert. Das Gewitter verzog.

Endlich von ferne eine Hupe. Ein Auto kam näher. Sie erschienen sich wie Schiffbrüchige auf einsamer Insel, an deren Küste sich ein Schiff zeigt. Sie winkten mit Taschentüchern, als der fremde Wagen heranfuhr. Zwei Herren und eine Dame saßen darin. Man erklärte rasch die Situation, wurde gebührend bedauert, und die Herren erboten sich, Erna mitzunehmen und von der nächsten Station aus Benzin zu schicken. Naß, aber lächelnd, bestieg Erna den fremden Wagen und fuhr davon, ohne dem Zurückgebliebenen zu winken.

„Onkel Ernst“, sagte der vor sich hin, „du weißt gar nicht, was für ein gutes Geschenk du mir gemacht hast. Aber vielleicht? Du bist doch ein abgefeimter Junggeselle.“

Bei Ernas Eltern herrschte namenlose Aufregung. Trauzeugen, Freunde und Freundinnen waren gekommen, die Wagen hieltten auf der Straße, man hatte die Polizei alarmiert, der Telegraph spielte nach allen Richtungen. Endlich — es war schon sechs Uhr vorüber — kam ein Auto. Erna stieg die Treppe herauf, gefolgt von einem fremden Herrn.

Sie stellte ihn vor: „Mein Retter in der Not.“

Aus Ernas aufgeregten Worten war nichts herauszubringen, doch der Fremde erzählte sachgemäß, wie die Angelegenheit verlaufen war. Am Onkel Ernsts Mundwinkel spielte ein Lächeln.

„Sie müssen sehr unfreundlich gewesen sein mit dem armen Jungen, liebe Nichte!“

„Wenn er so wenig Voraussicht zeigt . . .“

„Ich hätte ihn auch für unsichtiger gehalten“, meinte der Schwiegervater.

Der Fremde entschuldigte den Angefeindeten: „Die Freude und Aufregung des heutigen Tages . . .“

„Ihnen wäre das gewiß nicht passiert“, meinte Erna mit freundlichem Augenaufschlag.

Natürlich wurde die Hochzeit verschoben und Ernas Familie war sehr verwundert, daß der Bräutigam keinen Widerspruch erhob. Ja, sie erstaunte ins Ungemessene über einen Brief, der in bestimmten Worten erklärte, er könne sich nicht denken, daß eine Ehe glücklich würde, wenn die Frau bei der ersten besten Gelegenheit den Humor verliere, und er sei bereit, die Verlobung zu lösen.

„Das war eine Panne“, sagte Onkel Ernst, als er mit Ernas Eltern den Fall besprach und diplomatisch ins Gleichgewicht brachte. „Aber Fräulein Erna ist geschickt in ein anderes Auto geklettert und wird am Ende besser darin bleiben.“

„Vielleicht . . .“ meinte der Vater. „Mit einer Panne muß jeder rechnen, der Auto fährt.“

Geld.

Skizze von Margit Bogler.

Ernst Gerten war ein junger Kaufmann, der Gatte seiner Freundin.

Er war durch die allgemeine schlechte Geschäftslage in Schwierigkeiten geraten. Es war so weit gekommen, daß er weder Miete, noch sonstige Lebensnotwendigkeiten bezahlen konnte.

Eine Tages im Oktober schellte das Telephon bei mir. Es war Ernst. „Ich muß dich dringend sprechen, Herta, bitte, komme sofort in das kleine Lokal am Zoo. Ich erwarte dich!“

Durch die Dringlichkeit seiner Bitte beeinflusst, sagte ich sofort zu und eilte in das kleine bescheidene Bierlokal. Was mochte wohl wieder passiert sein? Ich machte mir Sorgen, denn ich wußte, daß er so gut wie keinen Verdienst hatte.

Als ich in das Restaurant trat, kam mir Ernst bleich und nervös entgegen. Hastig begrüßte er mich.

„Du mußt mir helfen, Herta. Ich weiß keinen Ausweg mehr. Ich brauche Geld, und nur du kannst es mir noch geben. Sonst weiß ich nicht, was passieren wird.“

Ich war selbst sehr arm. Nur Weniges hatte ich von meinem früheren Reichtum gerettet. Wie viele alleinlebende Frauen, war ich ein Opfer der Inflation geworden. Was ich besaß, waren meine paar Notgroschen. Meinen Lebensunterhalt mußte ich mir selbst verdienen.

„So gern ich dir helfen würde, Ernst, aber verlange das nicht von mir. Du weißt, daß ich kein Geld habe und mit großen Sorgen kämpfe. Ich fürchte mich vor dem Geld. Geld zerbricht die Freundschaft.“

Ernst beschwor mich.

„Nur auf vier Wochen, Herta, dann kann ich dir alles wiedergeben. Ich habe einige glänzende Geschäfte angebahnt, die bestimmt zustande kommen. Ich will es dir nie im Leben vergessen, das schwöre ich dir!“

Bangen Herzens überlegte ich. Dann gab ich nach und holte ihm meine letzten fünfhundert Mark.

Er hatte es mir aber geschworen, und Ernst Gerten war ein Ehrenmann. So war ich beruhigt.

Wochen und Monate vergingen. Mein Verdienst wurde geringer. Ich stand vor dem Nichts.

Weihnachten hatte ich Ernst schon um Rückgabe meines Geldes gebeten, aber er hatte es nicht und tröstete mich damit, es gleich nach Neujahr zu erledigen.

Ich geriet in schwere Lagen. Unter der größten Einschränkung meiner eigenen Bedürfnisse wartete ich wieder. Heute ging es nun nicht mehr. Ich bat Ernst, zu mir zu kommen. Er kam.

„Ernst, ich kann nicht länger warten, ich bin in großer Not und muß das Darlehen wiederhaben. Mein Zahnarzt hat mich zum zweitenmal gemahnt. Ich muß die Rechnung bezahlen. Auch hatte ich kaum einen Verdienst in den letzten Wochen.“

Ernst Gerten machte ein sehr pikirtes Gesicht.

„Ihr wollt doch zum Ball ins Esplanade gehen, Ernst, dann kannst du mir auch das Geld wiedergeben, wo ich doch in so großer Not bin.“

„Ich habe es nicht, Herta — und zum Ball sind wir eingeladen. Überhaupt ist es sehr unvornehm von dir, mir so die Pistole auf die Brust zu setzen. Wie recht hatten meine Freunde, als sie mich vor dir warnten. Sie sagten gleich, daß du in Geldangelegenheiten mit Vorsicht zu genießen bist!“

Ich war sprachlos. „Wir haben keine gemeinsamen Freunde, Ernst, und niemand, der je Geldgeschäfte mit mir gemacht hätte“, sagte ich nach einigen Sekunden.

„Ich werde es demnächst regeln. Vom Himmel kann ich es nicht herunter holen!“

Das waren seine letzten Worte. Kalt und grublos verließ er mich. Als ich mich nach einigen Minuten von dem Schreden erholt hatte, kam mir die ganze Brutalität des Auftritts zum Bewußtsein. Wieder eine Freundschaft gestorben. Der Fluch des Geldes hatte sie zertrümmert. Beschimpft stand ich da und hatte doch nur geholfen.

Seine Beschwörungen und Versprechungen hatten mich bewogen, gegen meine innerste Überzeugung zu handeln. Nun war ich unvornehm geworden.

Scherz und Spott

Verplappert. Die junge Braut: „Sei ehrlich, Heinrich. Sind meine Lippen die ersten, die du geküßt hast?“ „A-a-aber natürlich, mein Schatz, und die hübschesten dazu.“ (London Mail.)



Der kleine Hut und andere Kleinigkeiten.

Obgleich es so scheint, als sollte zu den weiter gewordenen Sommerkleidern der große Hut wieder in Aufnahme kommen, tritt er doch für das Frühjahr noch ganz in den Hintergrund. Zum Jackenanzug oder zum Mantel passen auch besser die kleinen Kappen oder Hütchen, die sehr wenig Garnitur zeigen. Sie haben alle den hohen, runden Kopf, der sehr oft rückwärts eine oder mehrere Querfalten aufweist und vorn eine kleine Krempe, die das Gesicht beschattet. Rückwärts steigen sie steil in die Höhe und zeigen hier oft eine feststehende Blumengarnitur. Aber viel häufiger sieht man die kleinen Hütchen mit wenig Band- oder Seidengarnitur, einer klotten Schlupfe oder einer kleinen Rosette. Die sparsame Frau wird versuchen, ihre Hüte selbst zu arbeiten, besonders, wenn sie feststellen muß, daß all die zierlichen Dinger ihr selten passen; denn sie sind zum allergrößten Teil für den Bubikopf gearbeitet. Gerade bei den diesjährigen Hüten ist die Herstellung so einfach, daß sie selten mißlingen wird. Außerdem lassen sich alte Seiden- und Bandreste sehr gut verwenden. Es hängt gewiß auch manche unmoderne Bluse im Kleiderkasten, die eingefärbt und zu einem Hütchen verarbeitet noch zu Ehren kommen könnte. Besonders die so beliebten jugendlichen Kappen kann man leicht daraus herstellen. Wer sich nicht getraut, die Form aus Gaze, evtl. nach einem Schnitt der Modezeitung, selbst zu arbeiten, erhält in jedem Hutgeschäft eine billige Grundform. Der Kopf wird glatt mit Seide bepannt und dann die Krempe bezogen. Bei den schmalen Krempen genügt ein breiter Schrägstreifen, der zugleich Ober- und Unterseite deckt. Nachdem der Kopf der Krempe aufgesetzt ist, wird die einfache Garnitur angebracht, die aus einem schmalen Bande mit Schlupfe oder Rosette besteht. Wer einen Strohhut vorzieht, wählt die Form aus feinen Strohborsten, die in großer Auswahl überall zu haben sind. Sehr hübsch, leicht und kleidsam sind auch die Basthütchen, die man selbst häkeln kann. Man verwendet dazu Bastrieden, der in jeder Farbe erhältlich ist. Die Häkelarbeit besteht nur aus festen Maschen und die Querfalten im Kopf werden eingebügelt.

Zum Frühjahrsanzug ist auch der Schal unentbehrlich, der dem ganzen Anzug eine zugleich flotte und elegante Note gibt. Genau wie das Hütchen soll er zum Kleide flug abgestimmt sein. Geschickte Hände besticken oder bemalen ihn. Er braucht nicht mehr zu messen als 50 Zentimeter in der Breite und 1,50 Meter in der Länge. Besteht aus auch die Schals in Tuchform, die 1 Meter im Quadrat messen. Ob der Schal aus bunter oder einfarbiger Seide hergestellt wird, das entscheidet der Geschmack der Trägerin. Die Ränder werden fein gesäumt, beim viereckigen Tuch beschwert man zwei gegenüberliegende Ecken mit Seidenquasten. Die Hauptsache ist, daß der Schal mit Grazie getragen wird. Er wird nur lose um den Hals gelegt, und seine Enden umflattern vorn und rückwärts die Gestalt der Trägerin. Oder er soll bei kühlem Wetter wärmen, dann füllt er kunstvoll verschlungen, den Jackenausschnitt, in welchem seine Enden verschwinden. Oder er bekommt eine feste Form, wird festtragenartig falzig am den Hals gelegt, wo er unter einer Blüte, Rosette oder Agraffe geschlossen wird und seine flatternden Enden ganz nach Laune seitlich, vorn oder im Rücken. Beim Gedanken an den Frühjahrsanzug fällt mancher Dame ein, daß auch das unentbehrliche Handtäschchen schon sehr auffrischungsbefürftig ist. Ein neues Ledertäschchen ist ihr zu teuer, und im nächsten Jahr ist es schon wieder unmodern. Auch dem ist leicht abzuhelfen. Es findet sich sicher noch ein passender Rest, und das Täschchen wird selbst gearbeitet. Wer die kleine Ausgabe nicht scheut, kauft einen Hornbügel und näht den Beutel in viereckiger oder runder Form daran. Eine modische Neuheit ist der Handschuh mit absteckender bestickter Stulpe, deren Strieter mit der des Handtäschchens übereinstimmt.

Cläre Wirsig.

Das Kind in der Mode.

Von Eriede Jessen.

Schließlich hat ja alles eine Berechtigung, was von der Mode und durch sie kommt. Auch das scheinbar Unverständliche und zu scharf Angelegte. Es läßt sich jede Modelaune mit ein wenig Güte immer noch rechtfertigen und mit ein wenig philosophischer Ruhe ehrenretten: die Mode als Zeitgeschehen, als Spiegel, als notwendiger Abglanz kunterbunter Bedürfnisse.

Für uns Erwachsene mag das alles zugestanden sein, alles Bizarre, Überspannte, Launenhafte, das die Mode im Gefolge hat. Was aber das Kind anbelangt, das sich von den Modewogen ahnungslos umspült sieht, da muß doch ein wenig anders eingeschaltet werden.

Mütter von Intelligenz wissen, daß es nichts Traurigeres gibt, als solch ein kleines weibliches Wesen angezogen zu sehen als getreuen Abklatsch irgend eines Modediktats, es gewissermaßen herumlaufen zu sehen als Miniaturausgabe irgend eines Pariser, Wiener oder Berliner Modeblattes. Alle ungezwungene Süße, alle Unbefangenheit des Kindes, alle selbstverständlich wirkende grazile Bewegungsübertragung bekommt von dem streng modischen Schnitt des Kleides jenes Störende eingestreut, das uns das Kind fremd und kühl in der Wirkung übermittelt. Das unbefangene Kind — eine Köstlichkeit. So eine, die noch zu den ganz großen Freuden dieser trüben Welt gehört. Ein Kind zu sehen, das sein Kittelchen so trägt wie ein Kleintier sein Fellchen, das hat einen unbewußten Reiz der vieles ausgleicht. Denn wir reagieren auf ein Kind, das sich als geschlossene Harmonie, innen und außen präsentiert, doch völlig anders als auf eines, das mit dem neuen „Modell“ agiert und affektiert einherstolz.

Es ist schon schlimm genug, an Kindern schlechte Erziehungsresultate der Affenliebe feststellen zu müssen; aber es wirkt schon beinahe quälend, kindlichen Scharm von gedankenlosen Müttern durch falsche Kleidung zerstört zu sehen. Gibt es etwas Lieblicheres als ein Kind, das sauber, appetitlich, einfach im Schnitt und Stoff, ohne großen Aufputz, ohne jedes Raffinement angezogen ist? Ein klottes bequemes Kittelchen, weich und schmiegsam im Fall warm und licht in der Farbe, aus dem Ärmchen und Beinchen vergnügt nach Luft und Sonne angeln, mit gefälligem oder gar keinem Schluß — fertig.

Das Kind muß in erster Linie seine natürliche Anmut behalten. Wozu braucht es anspruchsvolle Hüte, im Sonnenschein den überflüssigen Schirm, lästige Täschchen, die dann doch immer die Mutter tragen muß, wozu all den überflüssigen Behang, den die Großen haben? Es will doch vergnügt in die Welt gucken und frei sein in seinen Bewegungen. Es will nicht in überempfindlichen Schüben herumstolzieren, es will nicht die Eitelkeit der Erwachsenen übernehmen, es will nicht aus sich jeden Tag ein Bild für den Spiegel machen lassen. Man sollte es so anziehen, gesund und unbehindert in der Bewegungsfreiheit, daß das Kleiden ruhig einmal schmukha werden kann. Wenn das Wort von praktischer Ästhetik irgendwie Sinn hat, so bei der Frage der Kinderkleidung. Die läßt sich mit Grazie und Anmut lösen. Mütterliche Eitelkeit in der Kinderkleidung widerspricht sich selbst, ist lächerlich, dumm und anmaßend.

Fünf Gebote für Ehefrauen.

1. Hüte dich vor dem ersten Streik! Trachte auf alle Fälle danach, ihn zu vermeiden, auch wenn du im Recht bist. Ging dein Mann zu weit, so fühlt er sich dann durch deine Ruhe und Sicherheit beschämt und du steigst obendrein in seiner Achtung.
2. Quäle deinen Mann nicht immerfort um Geld, sondern such mit ihm eine feste Summe zu vereinbaren, die den Einnahmen angepaßt ist und strebe unbedingt danach, mit ihr auszukommen. Das liegt in deinem eigenen Interesse.
3. Dann und wann, nicht immer, lasse deinem Mann das letzte Wort; es beschämt ihn, wenn er rechthaberisch war oder es freut ihn und bringt dir keinen Verlust. In angemessenen Zwischenpausen lasse ihn auch mehr wissen als du weißt. Des erhält sein Selbstgefühl und es bringt die Vorteile, wenn du einmal ausbist, nicht ganz unfehlbar zu sein.
4. Sei stets höflich gegen deinen Mann, erinnere dich, daß du zu ihm aufsiehst, als er dein Bräutigam war, sich jetzt nicht zu ihm hernieder. Auch zwischen Eheleuten darf der seine Ton niemals verschwinden. Jedoch auf die Bräutigams „Galanterie“ darfst du nicht mehr allzuviel spekulieren, es darf dich dies auch nicht betrüben, denn an ihre Stelle ist die Ritterlichkeit getreten.
5. Achte die Verwandten deines Mannes, sei lieb zu seinen Schwestern, ganz besonders aber zu seiner Mutter. Sie liebte ihn viel früher als du und hat dir gegeben, was ihr das Selbstaste war!